

Predigt zum Partnerschaftsfest am 26. Januar 2014 über das Thema  
**„Gehet hin in alle Welt“ – und was daraus wurde**  
in der Evangelischen Christuskirchengemeinde Bad Vilbel von Ingo Schütz

Liebe Gemeinde,

zum fünfzigsten Mal feiern wir heute in der Christuskirchengemeinde das Partnerschaftsfest. Dass sich in dieser Zeit einiges verändert hat, sieht man nicht nur auf den Fotos von früheren Festen, die hinten in der Kirche ausgestellt sind und die Sie sich nachher in Ruhe ansehen können. Man erkennt es nicht nur in den Erzählungen der Menschen, die schon seit Jahrzehnten dabei sind – und davon gibt es einige, die auch heute noch ihren wichtigen Beitrag leisten. Man kann es auch feststellen, wenn man allein auf den Namen des Festes schaut: Das Partnerschaftsfest hieß früher ganz anders, nämlich „Missionsfest“. Hintergrund war (und ist!) der Gedanke, dass wir von Jesus aufgefordert werden, wie es im Matthäus-Evangelium berichtet wird, *hinzugehen und zu Jüngern zu machen alle Völker, sie zu taufen und zu halten, was er uns aufgetragen hat* (Mt 28,19f).

Dieser klare Auftrag und die Überzeugung, dass Gott das Heil nicht für uns allein geschaffen hat, sondern dass er alle Menschen erreichen möchte und uns in genau diesen Dienst stellt – das ist der Grund, warum wir Partnerschaften in alle Welt pflegen: Indien, Südafrika, Guatemala, Sachsen, Ecuador, früher auch Ghana, Kamerun, Indonesien, Tansania, England, Chile und viele, viele mehr. Aber man merkt schon: Bei diesen Beziehungen geht es tatsächlich mehr um Partnerschaften als um Mission – ich denke, diese Feststellung können wir beim heutigen Fest zum Anlass nehmen, auch einmal über die Geschichte und Bedeutung von des Begriffes „Mission“ nachzudenken.

Von seinem Wortsinn her ist Mission eigentlich etwas sehr Positives. Das lateinische Wort *missio* bedeutet „Sendung“ – nicht eine Sendung wie die im Fernsehen, sondern ein „gesandt sein“ ist hier gemeint. Das kennen wir vielleicht von James Bond, der eine Mission hat, also geschickt wird um etwas zu erledigen. Und auch der christliche Missionar, wie man ihn sich vorstellt, wird ja in fremde Länder geschickt, um dort etwas zu erledigen, nämlich Menschen zu bekehren.

Das Spannende ist: eine solche Art von Mission hat es im frühen Christentum überhaupt nicht gegeben! Am Anfang wurde überhaupt niemand losgeschickt oder ausgesandt, um Menschen in anderen Ländern zu bekehren. Und davon erzählt auch die Schriftlesung aus der Apostelgeschichte in einem bunten Bild.

*Petrus ging auf das Dach, um zu beten, und es war um die sechste Stunde. Und als er hungrig wurde, wollte er essen. Während sie ihm aber etwas zubereiteten, geriet er in Verückung und sah den Himmel aufgetan und etwas wie ein großes leinenes Tuch herabkommen, an vier Zipfeln niedergelassen auf die Erde. Darin waren allerlei vierfüßige und kriechende Tiere der Erde und Vögel des Himmels. Und es geschah eine Stimme zu ihm: Steh auf, Petrus, schlachte und iss!*

*Petrus aber sprach: O nein, Herr; denn ich habe noch nie etwas Verbotenes und Unreines gegessen. Und die Stimme sprach zum zweiten Mal zu ihm: Was Gott rein gemacht hat, das nenne du nicht verboten. Und das geschah dreimal; und alsbald wurde das Tuch wieder hinaufgenommen gen Himmel.*

*Petrus aber war ratlos, was die Erscheinung bedeuten sollte... (Apg 10,9b-17a)*

Ein Schlachtfest in Joppe! Die Geschichte, die uns vielleicht etwas rätselhaft vorkommt, ist so etwas wie ein Urmythos der christlichen Mission. Petrus weiß, dass durch die jüdischen Reinheitsvorschriften manche Tiere rein, andere unrein sind. Unreine Tiere wie Würmer, Schlangen oder auch Schweine würde er niemals essen. Und im übertragenen Sinne würde er als ein Jude, der zum Christen geworden ist, auch niemals zu einem „unreinen“ Heiden, also einem Nichtjuden gehen, um ihm von Jesus zu erzählen. In der Logik der ersten Christen war Jesus, der Jude, allein für die Juden gekommen, deshalb brauchte man ihn den Heiden gar nicht erst nahe zu bringen.

Gott selbst aber greift in der Erzählung ein und sagt: „Was ich geschaffen habe, kann niemals unrein sein“ – und auch hier ist sie im übertragenen Sinne zu verstehen und auf die Mission zu deuten. Gott sagt: „Mein Sohn ist für jeden Menschen gestorben, egal ob er vorher Jude war oder nicht. Darum sollt ihr auch zu den Nichtjuden gehen und ihnen von meiner Liebe erzählen, die in Jesus Gestalt gewonnen hat.“ Wer die Erzählung aus der Apostelgeschichte im Kontext liest, der merkt schnell, dass es hier um die Frage geht, für wen der neue christliche Glaube eigentlich gedacht ist. Und durch seine Vision von den reinen und unreinen Tieren, so der Hintergrund in der Bibel, begreift Petrus, der ein wichtiger Vertreter der Judenchristen war, dass auch die Heidenchristen, die durch Paulus repräsentiert wurden, wichtig sind. Die Heidenmission des Paulus und damit die Ausbreitung des christlichen Glaubens über die Grenzen Israels hinaus war so überhaupt erst möglich.

Und dabei ging es ja immer darum, etwas davon weiterzugeben, was man selbst empfangen hatte: Die wunderbare Einsicht, dass Gottes Liebe uns in unserem Leben und darüber hinaus trägt. Das weiterzugeben, damit hatte Jesus seine Jünger beauftragt. Das weitergeben – aber wie? Im Laufe der Kirchengeschichte gab es zu dieser Frage verschiedene Vorschläge, die auf die eine oder andere Weise alle immer noch existieren. Und uns bieten sie mögliche Antworten auf die Frage: Wie überzeuge ich andere Menschen von der wunderbaren Sache des christlichen Glaubens, die ich für mich gefunden habe?

Eine leider sehr nahe liegende Möglichkeit ist der Zwang. Und in der Geschichte des Christentums wurde er sehr häufig angewandt. Nach dem Motto: „Hier ist ein Schatz – nimm ihn gefälligst!“ Augustinus, der große Kirchenvater, der um das Jahr 400 lebte, rechtfertigte sogar Gewalt bei der Missionierung anderer Menschen. Und er berief sich dabei auf die Bibel. Im Gleichnis vom Hochzeitsmahl (Mt 22) heißt es in einer Übersetzung, der König, habe seinen Dienern aufgetragen: „Geht zu den Hecken und Zäunen und *nötigt* den Menschen zu mir zum Festmahl zu kommen!“ Der König wurde mit Gott identifiziert, das Festmahl mit der himmlischen Herrlichkeit, deren Abbild die irdische Kirche sei – und die *Nötigung* wurde denn durchaus wörtlich genommen. Und auch in späteren Jahrhunderten, bis ins 20. Jahrhundert hinein, wurde immer wieder Zwang ausgeübt, um Menschen zu Christen zu machen und sie so gewissermaßen mit dem göttlichen Heil zwangszubeglücken. Für uns heute eine völlige Unmöglichkeit: So darf Mission nicht verstanden werden.

Die zweite Möglichkeit, Menschen zu Christen zu machen, nimmt den Umweg über ihre weltlichen Herrscher. Als Anfang des 4. Jahrhunderts Kaiser Konstantin von einer persönlichen Gottesbegegnung zu berichten wusste und selber Christ wurde, da wurde das Christentum zugleich in den Rang der Staatsreligion erhoben und auf diese Weise wurden die Bürger des Reiches mehr oder weniger freiwillig zu Christen. Im Zeitalter der Reformation benannte man das mit dem lateinischen Spruch „Cuius regio, eius religio“ – in wessen Land ich wohne, dessen Religion habe ich auch. Kurz: Wenn ein Landesfürst zum evangelischen Glauben übertrat, dann galt das automatisch auch für alle seine Landeskinder. Wir ahnen schon, dass diese Form von Missionierung, vorsichtig gesagt, nicht viel mit den Herzen oder dem persönlichen Glauben der Menschen zu tun hat. Also: Auch diese Möglichkeit der Mission ist für uns heute irgendwie nichts.

Bessere Chancen bietet schon der Ansatz, andere Menschen durch Argumente zu überzeugen. Gerade in der Jugendzeit geht es vielen Menschen so, dass sie ihren Kinderglauben hinterfragen und an allen Ecken und Enden fragen und bohren, ob das alles wirklich so sein kann, wie sie es im Kindergottesdienst gelernt haben. Hat Gott die Welt wirklich in sieben Tagen geschaffen, oder widerspricht dem nicht der Urknall? Wie sollen die Dinosaurier an Bord der Arche Noah gepasst haben? Wenn es Gott wirklich gibt, warum war er nicht da, als meine Oma gestorben ist? Man kann auf alle diese Fragen gute Antworten geben, die versuchen, den christlichen Glauben zu rechtfertigen, und diese Disziplin hat einen eigenen Namen: Apologetik, die „Entschuldigung“ des Christentums. Hier wird versucht mit sachlichen, rationalen Argumenten zu erklären, dass im christlichen Glauben schon alles so seinen Sinn hat. Das verrückte ist: Obwohl ich viel mit Menschen über ihren Glauben spreche und obwohl ich viele Menschen kenne, die gerne versuchen, andere durch ihre sachlichen Argumente zu bekehren, habe ich noch nie einen Menschen getroffen, der von sich behauptet hat, dass die sachlichen Argumente der Grund für seinen christlichen Glauben gewesen wären. Es scheint fast so, als würde dieser Weg der Mission letztlich auch ausscheiden.

Stattdessen gilt für uns heute im zwischenmenschlichen Bereich das Stichwort „Werbung“. Wer etwas so Geniales wie eine Beziehung zum lebendigen Gott gefunden hat, der weiß, dass der christliche Glaube ein Schatz ist, den man weitergeben muss. Und er wird andere einladen, dasselbe auch zu erleben, er wird Werbung für diesen Glauben machen. Was nichts anderes bedeuten kann als andere Menschen einzuladen, selbst zu sehen und zu erfahren, was an diesem Glauben dran ist. Und das ist auch gut biblisch. Als Philippus Jesus begegnet (Joh 1,43ff) ist und spürt, dass an ihm etwas Besonderes, Heiliges ist, da behält er es nicht für sich. Kaum trifft er Natanaël, da erzählt er ihm von der Begegnung. Aber er zwingt ihn nicht, Jesus auch nachzufolgen. Er behauptet nicht einfach: Ich gehöre jetzt zu ihm, also tust du es auch. Er versucht nicht, ihn mit rationalen Argumenten von der Heilsbringerschaft Jesu zu überzeugen. Sondern er lädt ihn ein und sagt: „Komm mit und sieh ihn dir an, und du wirst schon selbst merken, was für einen Schatz ich da gefunden habe. Komm mit und überzeuge dich selbst!“

Mission bedeutet für uns heute, Menschen einzuladen, damit sie sich selbst ein Bild machen können, in dem Vertrauen darauf, dass Gott ihnen begegnen will und auf seine Art begegnen wird. Und damit heißt es umgekehrt auch, Menschen immer so zu begegnen, wie Gott uns begegnet. Er schenkt und seine Liebe in aller Großzügigkeit. Wie könnten wir anderen Menschen gegenüber knauserig sein? Er rechnet nicht und zählt uns unsere Sünden nicht vor. Wie könnten wir anderen Menschen aufgrund ihrer Fehler die frohe Botschaft vorenthalten? Er ist einen weiten Weg gegangen, um uns nahe sein zu können. Wie könnten wir uns darauf beschränken, zu Hause zu bleiben und niemanden Anteil haben zu lassen an dem Schatz, den wir gefunden haben? Er hilft und steht an unserer Seite in allen Lebenslagen. Wie könnten wir anderen Menschen unsere Hilfe im Rahmen unserer Möglichkeiten versagen? Er bietet uns ein Leben an seiner Hand an, nachdem er uns auf Augenhöhe begegnet ist. Wie sollten wir nicht andere Menschen unterstützen, ihnen die Hand reichen und auf Augenhöhe begegnen? Genau das aber ist die Partnerschaft, die wir mit so vielen Menschen durch so viele Projekte in der ganzen Welt eingegangen sind. Und im Herzen dieser Partnerschaften schlägt weiterhin das Herz der Mission. Wir sind gesandt, beauftragt, Menschen in aller Welt mit der Liebe zu begegnen, mit der Gott uns begegnet, und unseren christlichen Glauben weiterzugeben. Nicht durch Zwang, nicht durch politische Maßnahmen, nicht durch rationale Argumente allein, sondern in dem wir sie einladen, den Menschen liebenden Gott selbst zu erleben. Das ist der Herz unseres Auftrages und das Herz unserer Partnerschaften damals, vor 50 Jahren, genau wie heute.

Es bewahre uns dieses Herz in all unseren Partnerschaften vor Ort und weltweit der Gott, dessen Friede höher ist als all unsere Vernunft, in Christus Jesus.

Amen.